

lich. Die Aesthetik von Innen weiss dies am besten aus der Kenntnis ihres Stoffes, von dem ja ein kleiner Prozentsatz auch dem penibelsten Systematiker in der Seele sitzt. Gerade sie wird sich darum gern fernhalten von den Einseitigkeiten der Systematisierung, sie wird vielleicht ewig den Charakter fliegender Blätter wahren. Vielleicht — vielleicht auch nicht.

Erst jedenfalls muss sie noch ihre letzten Konsequenzen ziehn. Sie ist noch nicht fertig. Sie hat noch nicht gehörig herausgesagt, was aus jener Freiheit des ästhetischen Verhaltens, aus dem Rechte der Individualität und der Unendlichkeit des ästhetischen Gehaltes folgt. Sie hat selbst diese Forderungen noch nicht einmal scharf ausgesprochen. Ein gutes Material über Art und Verhältnis der Bewusstseinsphären des Künstlers hat sie bereits zusammen und die Erscheinungsformen sowie die Aufnahmeformen des Aesthetischen kann sie aus den Untersuchungen der Vorgänger über Begriff und Modifikationen des »Schönen«, sowie über die Psychologie des Rezeptivvermögens zum grossen Teil, wenn auch unter anderem Gesichtspunkt herübernehmen. Nur muss sie sich, angeregt durch die Beobachtungen am *schaffenden* Künstler, noch bis zum reinsten Begriff des Aesthetischen, ohne jede Mischung mit Werturteilen, durcharbeiten und die *Folgerungen* ziehen, die sich dann sowohl nach der *individuellen* wie der *stofflichen* Seite ergeben. Sie wird finden, dass sie bei diesem Geschäft auch weiterhin von der lebendigen Kunst und ihren höchsten Erscheinungen aufs trefflichste unterstützt und in der Richtigkeit ihres Weges bestärkt werden wird. Vielleicht ist das Gesagte und das Folgende imstande, zu dieser Arbeit einige Beiträge zu liefern: als ein philosophisches Spiegelbild, wie Fundament der grossen modernen Bewegung, welche durch alle unsere Künste geht.

WÄCHTERL.

VON

HERMANN BAHR.

I.

Als Christel nach Chicago musste, wo man sich in Wiener Leder ein grosses Geschäft versprach, wurde er sehr traurig, weil er Hed liebte und ja den Frauen nicht zu trauen ist. Drei Monate sind lange. Trennung verwischt Gefühle bald. Das ist in der Natur und er durfte dann nicht staunen, nicht klagen: man lässt ein junges, schönes, warmes Ding nicht ungestraft drei Monate allein. Doch konnte er, wie er auch raten, suchen mochte, mit allen klugen Wünschen nicht helfen: in Geschäften verstand der Alte keinen Spass. Er musste gehorchen, und wie es nicht seine Art war, gegen das Leben vergrämt zu murren, tröstete er sich, dass es eine nützliche und gute Prüfung ihrer Treue werden könnte. Diese innige und tiefe Neigung musste halten. Sonst hatten sie sich eben getäuscht und konnten von Glück sagen; den schönen aber lügnerischen Traum zu brechen. Dann

wäre sein Leben freilich leer und elend. Er durfte es garnicht denken. Doch war er endlich Mann genug, sich zu zwingen. Er würde es schon tragen. Wenigstens wüssten sie dann, ob er denn wirklich ohne sie, sie wirklich ohne ihn nicht leben könnte, und so gewönne er den Mut, entweder frei zu werden oder auch den Rest von lästigen Bedenken, die Qualen durch ihre Vergangenheit, die Scheu vor den Leuten aus der sicheren Seele zu streifen, die ihm die zärtliche Lust eines gesetzlichen Bundes noch immer versagten. Das rechnete er sich vor und wollte ihr beweisen, dass sie alle Ursache hätten, sich zu freuen. Sie weinte ein bischen, liess sich trösten, weinte wieder, wollte mit, wurde doch endlich vernünftig und sie küssten noch mehr. Es waren ja drei Monate nur! Und sie wollten sich täglich schreiben!

Diese Wochen vor der Trennung waren schön. Sie pressten das letzte Glück aus jeder Stunde. Sie wick nicht mehr von ihm, teilte alle Wege, half die Reise rüsten, und jedes trachtete, in zärtliche Geschenke das andere zu hüllen, dass es unablässig erinnert werden sollte. Die Decke, die Stickerei der Tasche, Seife, Kämme und Parfüm — sie sorgte, dass ihm täglich alles nur von ihr erzählen würde, und wenn er abends in ein Hemd von dieser weichen, innigen und buhlerischen Seide schlüpfte, wäre der letzte Gedanke an sie und von ihr wäre der erste Traum. Er vergalt es ihr und hatte täglich eine neue Freude, heute Putz, morgen Nützliches, oder thörichte verschmitzte Neckereien. Jedes Kästchen, jeder Ring, jede Quaste an der Lampe redete von ihm und immer schrie der grelle Papagei; »Mädel, hast Du ihn noch lieb? Dummes Mädel!« So wollten sie getrennt zusammen bleiben.

Den letzten Sonntag vor der Reise brachte er ihr sein Hündchen. Er hatte es schon ein Jahr und sie liebte es. Es war ein Spitz, sehr schwarz, mit langen, zarten, sanften Zotten und, wie jede Geste des artigen Geschöpfes verriet, von ungewöhnlicher Bildung des Geistes. Es bewegte sich mit vollkommener Anmut und hatte eine feine, gravitatische Art, die schmalen Pfoten zu strecken und, wenn es Gefühle äussern wollte, das Näschen vertraulich zu reiben. Es schaute klug, immer mit dem gleichen unerschütterlichen Ernste, der doch einer gelassenen Milde nicht entbehrte, und hielt auf Anstand, indem es diskret verstummte, wenn sie sich küssten, und in ungemeiner Geduld, ohne zu knurren, nur ein wenig erstaunt, aber freundlich den Verlauf ihrer Liebe betrachtete, neugierig, nachdenklich, kritisch, während nur bisweilen die dünnen Beinchen leise bebten. So stand es und guckte und verdiente seinen Namen, indem es in der That ein rechter Wächter ihrer Umarmungen war, immer auf dem Posten, wie so ein salutierendes Männchen auf der Bahn, wenn der Zug kommt. Sie lachten, wie ernst und strenge es sich hielt und oft scherzten sie später, was sich denn das kluge Tier dabei wohl eigentlich denken mochte, zogen es herauf und wollten es mit allerhand Fragen vernehmen, ohne doch je aus dem stummen Tierchen klug zu werden, das sanft alle Spässe trug und ergeben wedelte.

Am letzten Tage, nach manchen Thränen, vielen Schwüren, wilder Liebe, hob er sich von der bebenden und erschöpften Geliebten ein wenig, griff nach dem Hündchen, nahm es am Kragen, zog es her und hielt ihm, indem er es schwankte und zappeln liess, eine feierliche Rede.

»Wächter!« sagte er zärtlich und düster. »In Deine süssen Pfoten gebe ich mein Glück. Mache Deinem Namen Ehre. Hüte dieses schwache Geschöpf! Schütze sie an Leib und Seele! Wache treu! Sei genau, denn eine freie Sekunde genügt, Frauen zu fällen. Sei milde: denn unzeitige Strenge, die Erlaubtes versagt, würde nur eher noch reizen. Sei tapfer und rasch: in der Gefahr, wenn es gilt, darfst Du nicht erst mit Besinnungen lange verziehen und schwanken und wägen. Das heisst freilich viel von Deinem Geiste, von Deiner Kenntnis der menschlichen Dinge und Erfahrung, von Deinem Charakter fordern — ich weiss es wohl, mein armer Freund!

Du wirst kein angenehmes Leben haben. Du wirst magern vor Sorge, Pein und Mühe. Du wirst wenig schlafen — ja besonders des Schlafes wirst Du Dich hauptsächlich entwöhnen müssen; da brauche ich Dich dringend. Ich weiss, dass es ein ärgerlicher Auftrag ist. Aber schau: ich habe ja sonst niemanden als Dich. Auf Menschen kann man sich doch nicht verlassen. Ich werde es Dir ewig danken. Vielleicht macht es sich, dass ich Dir auch einmal einen Dienst leisten darf. Du kannst dann immer auf mich zählen. Ich werde es Dir nie vergessen. Ich werde es Dir sicher vergelten.«

So redete er lange und schmeichelte dem Tiere, das gelassen horchte, und warnte es vor den Tücken der Frauen und beschwor seine Treue und verscherzte die Rührung. Es war lustig gemeint und doch mochte er sich des Gefühles, wie töricht es ihm schien, nicht recht erwehren, als ob das Hündchen wirklich ein guter Warner, frommer Hüter werden könnte. Und so galt selbst im Zuge, als es schon läutete und pffif, nach den schmerzlichsten Küssen, sein letzter Gruss, sein letzter Griff, sein letzter Ruf noch dem melancholischen Spitze.

II.

Erst weinte Hed unablässig und war nicht zu trösten. Sie sass einsam, las seine Briefe und Depeschen und betrachtete seine Bilder. Sonst wollte sie nichts wissen, nichts sehen, nichts hören. Sie hasste jetzt die Menschen, als hätten sie ihn ihr gefissentlich geraubt. Sie konnte sich nicht fassen.

Aber als der erste Schmerz verlosch, wurde es noch ärger. Weinen hatte wenigstens die Zeit vertrieben. Nun hockte sie stumpf und träge und die Stunden stockten. Oft wünschte sie, die drei Monate lieber zu verschlafen. Sie langweilte sich. Wächterl war die einzige Freude. Sie plauderte mit ihm, las ihm die Briefe vor, lehrte ihm Künste. Sie fragte: »Wo ist denn das Herrl? Such'! Such' doch das Herrl!« Dann rannte er nach dem Fenster, spitzte die Ohren, schnaubte, schoss zur Thüre, kratzte und winselte kläglich. Dann nahm sie das klagende Tier, jammerte mit ihm und sie weinten um die Wette. Aber dieses Vergnügen konnte doch schliesslich nicht für drei Monate genügen.

Es duldete sie nicht länger in Wien. Daheim konnte sie nicht ewig sitzen. Sie erstickte sonst. Aber auf der Strasse war es zu traurig. Jeder Garten, jedes Haus erinnerte an ihn. So ordnete sie die zierliche Wohnung, streute Kampher, gab Decken auf die Möbel, versperrte, nahm die hübschesten Kleider, Gürtel, Hüte, Schirme und Wächterl und reiste.

Marienbad, Franzensbad, Gastein — immer nur ein paar Tage. Anfangs gefiel es ihr, aber sie konnte nicht verweilen. Es trieb sie gleich wieder weg. Sie wusste nicht was, sie wusste nicht warum, sie wusste nicht wohin. Aber wie sie mit dem Bäderer durch den Ort gelaufen war und alle Sterne gesehen hatte, liess es sie nicht mehr und sie packte wieder und war wieder fort. Sie mochte nirgends bleiben. Es trieb sie, unablässig zu wandern, zu eilen, zu suchen. Sie lief den ganzen Tag, immer allein, nur das kluge Hündchen mit, das in geschäftigen, dreisten Schritten neben ihr trotzte oder geduldig in ihrem Schosse lag, wenn sie wieder das schlimmste Herrl schalt und die Tage zählte. Dann wälzte sie sich und kugelte sie sich mit ihm im Moose, zauste es, bis es murkte und sprang oder streichelte es traurig, während Thränen leise glänzten. Es war ein treuer Freund in heiteren und dunklen Launen.

Sonst hatte sie keinen. Zwar meldeten sich viele, welchen das blühende Kind gefiel und Mühe zu verdienen schien. Sie schickten Blumen, grüssten und wollten sich nähern, diese höflich und befiessen, andere verwegen, wobei es denn an klugen Schmeicheleien, ritterlichen Diensten nicht fehlte. Aber sie achtete es kaum. Sie waren ihr zuwider. Sie konnten sich doch mit ihm nicht vergleichen. Immer hörte sie, wie durch einen Nebel, seine ruhige, gute Stimme, glaubte in seine milden, munteren Augen zu schauen

und wenn andere warben, liebte sie ihn nur desto mehr. Sie konnte Männer garnicht mehr vertragen, wurde spitz und warf gleich harte Reden wie Kiesel, was freilich erst reizte, weil jeder meinte, die Widerspännstige mit seinen Künsten doch zu zwingen. In Ischl, wo sie schliesslich blieb, hiess sie die Diana, der ja auch der jähe Gang in Sprüngen glich, wie sie immer eben aus einem Gebüsch zu brechen, den Speer zu schleudern und gleich wieder zu entlaufen schien.

Sie blieb in Ischl. Da gefiel es ihr. Sie liebte diese zierliche, von gefälliger Kultur gewürzte, elegante Gegend und wenn sie unter den geputzten, sonnig verbräunten den schmalen, behaglichen und sanften Weg nach Laufen schritt, der wie ein artiges Spiel für Kinder ist, verzögerten sich die sonst hastigen Schritte und sie sog, gern verweilend, auf den Bänken rastend, während das Hündchen die Zapfen haschte und stiess, glücklich den schimmernden Atem des Waldes. Oder sie fuhr auch mit dieser unwahrscheinlichen Bahn an den Wolfgangsee, wo sie dann vor der grauen Kirche auf das Menuet der winzigen Wellen sah, während ihr lose der Wind um das feine, schmale und geschliffene Näschen blies und die roten Locken zauste. Auch konnte sie täglich mit einem andern Kleide glänzen, dass sie auf der Esplanade, wenn sie unter den kargen Klängen der schlottrigen Musik spazierte, Neid und Stannen nach ihr drehte. Da war sie stolz, weil es ihn gefreut hätte.

Und dann hatte sie hier einen Kreis, der ihr gefiel. Das war in der »Post«, unten in dem traulichen und braunen Stübel, an der langen Tafel hinten. Die komische Alte vom Theater, die sie kannte, hatte sie an den Tisch gebracht. Da war, was sie brauchte. Lanter gemüthliche und liebe Leute, lustig, aber schon gesetzt, Ischler Honoratioren, der Förster mit dem stacheligen Barte und den verwachsenen, weissen Brauen in der gelüfteten und braunen Miene, der die fürchterlichen Abenteuer wusste, der schmale, bewegliche, lächelnde Notar, ein Inspektor von der Bahn, hager, dürr und ärgerlich, die Furcht der Kellner, um Trank und Speise mit dem Wirte stets in Fehde und auf das elende »Beisel« wild, der fette und tiefende Kapellmeister, der immer nur von seinem Kolumbus weinerlich erzählte, den kein Theater spielen wollte, weil die dummen Menschen heute eben allen Ernst, allen Sinn für das Grosse, Edle und Erhabene verloren haben und nur für diesen italienischen Bumbum noch schwärmen, ein näselnder Professor, der den Tag botanisieren lief, um abends ganze Wiesen aus seiner grünen Büchse stolz zu holen, die er dann mit Eifer auf dem Tische zeigte, nach dem Lorinser bestimmte, behutsam die Fäden durch die Lupe zählend, der Apotheker, der das erste Wort beim sechsten Krügel sprach, allerhand Bürger, ein paar alte Schauspieler, selten ein Gast. Da war sie gern. Der Mensch braucht schliesslich Gesellschaft, muss eine Ansprache haben und den ganzen Tag konnte sie doch auch nicht nur ihre Briefe schreiben, seine lesen. Hier plauderte sie, hörte Scherze, Anekdoten, Klatsch, war gefeiert, alle verliebten sich ein bischen, hofierten ihr, ritterlich, sehr galant, doch in allen Ehren, recht nach ihrem bürgerlichen Sinne, angenehm und unbedenklich, und sie hatte vor den Laffen, vor den Gecken Ruhe, die immer gleich Hässliches wollten.

Auch Wächterl liess es sich in dem Stübel gefallen. Sonst mochte er fremde Leute nicht. Er wurde ungemüthlich. Nicht als ob er knurrte; er hielt sich immer in den Grenzen der guten Sitten. Aber er schlich dann traurig, mürrisch und gesenkt, mit düsteren, vergrämten, hamletischen Blicken, offenbar über Tod und Leben und den ganzen Jammer dieser leeren, nichtigen und eitlen Welt in schmerzlichen Gedanken. Nur in der »Post« wurde er doch mit der Zeit vertraulich, wo ihn freilich alle verzärtelten und ungemein ehrten. Besonders dem Komiker Liese schien er herzlich zugethan. Den zeichnete er vor allen aus, gab ihm das Pfötchen, sass an seinem Stuhle und es war ein wunderliches Bild, wie die fahle,

gelbe und verwischte Miene des alten Mimen tausend Fratzen schnitt, um den melancholischen und unbeweglichen Freund zu ermuntern.

Der Komiker Liese kam jetzt täglich. Er gastierte jeden Sommer, mit den gleichen Rollen durch die Bäder reisend, als Schneider Fips, Kantschukow, Ollendorf, während er im Winter mit einem Tingl-Tangl durch die Bukowina, Rumänien und Bulgarien zog. Er hatte immer seinen kleinen, aber sicheren Erfolg, weil sich alle Welt mit ihm duzte. Im Leben war er komisch, mit der stets verblüfften, paffen Miene, dem enormen Rüssel und den schiefen, schielenden, zwinkernden Blicken. Aber er schien die besten Spässe in der Garderobe zu vergessen. Auf der Bühne konnte er, wie er auch sprang und krährte, doch nicht wirken. In der Kneipe war er König. Kalauer, Couplets, Anekdoten hatte er reichlich und alle bogen sich, wenn er seine drastischen Possen gab, mit einem Sessel, Teller oder Krug als Partner. Nun trieb er das gern mit dem Hündchen, das sich gravitatisch zu seinen Schwänken lieb und bald ein sprödes Mädchen, bald den Betrogenen agieren musste. Er behauptete, dass das schwarze Tier ein verwunschener Prinz sei, der nur einmal lachen sollte, um erlöszt zu werden. Das wollte er mit unermüdlichen Listen versuchen.

Der Komiker Liese gefiel ihr. Er amüsierte sie, sie fühlte sich mit ihm sicher, weil er hässlich war, und wenn sie auf der Esplanade gingen, wusste er von allen Leuten Klatsch, Abenteuer und verschmitzte Sachen. Nun hörte sie erst, wie es die reichen Frauen trieben. Das war lustig. Auch wollte sie platzen, wenn er gar zu schmachten begann und Liebe girrte. Es war natürlich nur Spass. Ernst konnte man es doch mit diesem Gesichte nicht meinen.

III.

Es wurde sehr heiss. Sechs Wochen regnete es nicht mehr. Gewitter drohte. Die leeren Strassen brannten. Dampf brütete die starre, verdorrte Luft.

Man wusste sich schon gar keinen Rat. Draussen war es unerträglich. Man lag daheim, fächelte sich, träumelte.

Hed wälzte sich, konnte nicht schlafen, wollte verdürsten. Es brauste, wallte, fieberte im Blute: Sie war schlaff. Sie sehnte sich. Sie hätte weinen mögen, ohne Grund, ohne Kränkung, ohne Wunsch, nur so aus Lust an Thränen und weil es heiss war. Wenn nur erst das Wetter kam! Sie fühlte es in den Schläfen. Da hämmerte es und schwoll, dass sie kaum schauen konnte. Sie litt in der letzten Zeit wieder sehr. Alles reizte sie. Sie ärgerte sich gleich. Sie fand kein Vergnügen. Es kam wohl nur von der Hitze.

So lag sie auf dem Sopha und wälzte sich; wendete das Kissen, seufzte. Nichts regte sich, aus dem Garten raschelte kein Hauch; kaum dass die Diele, wenn unten ein Wagen fuhr, leise zitterte und knarrte. Alles finster, die Läden zu, die Thüre in das andere Gemach auf, dass die Luft ein bischen streichen möchte. Dort schlummerte der Hund im Winkel.

Um vier kam Liese. Er holte sie jetzt täglich. Sie bummelten dann ein wenig oder fuhren, wenn er nicht spielte, ein wenig nach Weissenbach oder Goisern. Sie schwatzten, lachten, lästerten. Und er wand und krümmte sich vor ihr, indem er wieder Liebe schwor, alle Helden der »Burg« der Reihe nach kopierend.

Sie konnten heute nicht fort. Es war zu heiss. Sie wollten warten. Er brachte ihr eine Orange, schälte, schnitt, zuckerte sie, steckte sie der Trägen in den Mund. Dann kniete er, flüsterte, flötete, lechzte, wimmerte, drängte, bald Sonenthal, bald Krastel. Er spielte ihr eine ganze Kollektion von Liebe vor, wie sie es lieber hätte; sie sollte wählen, von Brakenburg bis Romeo.

Sie lag, schwieg, lauschte. Alles finster, schwül und stumm und es war, als würde sie vom Garten her die Blumen duften hören. Sie trank

die warmen Töne, wie er innig warb, bald dunkel flehentlich, bald gebieterisch und hell, und in die Sinne glitten milde Spiele, lockten sie und lullten. Er beugte sich auf sie, streifte die Locken, drückte sie leise, murmelte, sank in ihre Lippen. Sie träumte, wusste nichts, liess geschehen.

Da raschelte es, in der tiefen Stille. Wächterl war auf, schüttelte, streckte sich, gähnte, lauschte, lief, leise bimmelte die Marke. Er stand vor den Verschlungenen, guckte kritisch, kratzte, schnupperte, hüpfte an das Ende und wartete gespannt, während nervöse die dünnen Beinchen bebten, wie sonst.

Da schrie sie. Sie stiess ihn weg, wütete, trieb ihn hinaus. Keine Bitte, kein Schwur konnten versöhnen.

Als dann im Herbste der Geliebte kam und das lachende, weinende, irre Mädchen herzte, nahm er das Hündchen, kraute es und fragte: »Und was hat denn das Wächterl immer gemacht?«

»Es hat gewacht«, sagte sie und küsste ihn wieder. Aber das Detail verschwieg sie lieber. Sie hatten auch keine Zeit.

ÜBER MÄDCHENERZIEHUNG.

II.

Ich glaube vor allem, dass man Erziehung und Unterricht nicht trennen darf; auch nicht Erziehung beim männlichen und Erziehung beim weiblichen Geschlecht.

Allerdings gibt es »Spezialerziehungsmethoden« für Mädchen; — die Folgen dieser Sitte sind kläglich genug. Noch im zartesten Kindesalter werden die Mädchen zum »Kokettieren« angeleitet, und aus ihrem Wunsch, zu gefallen, macht man ihnen den Lebenszweck der Frau zurecht.

Man verschleiert die Gesetze der Natur — und Prostitution und Ausschweifung erblühen unter dem Mantel künstlicher Scham. Man müsste Mann und Frau von Jugend auf zur Erkenntnis der Grösse und Gerechtigkeit der menschlichen Solidarität erziehen; man müsste sie lehren, gemeinsam die Wahrheit zu suchen; die Wissenschaft müsste man ihnen anziehend machen, und — ein Punkt von höchster Wichtigkeit: man müsste die Fähigkeiten eines Jeden und einer Jeden studieren. Und verkünden müsste man:

1. Jedes menschliche Wesen möge nach Intelligenz streben, um wahrhaft gut, aber auch energisch im Guten zu werden;
2. dass es nur eine Religion giebt: den Cult der Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens und die Scheu, Anderen Leiden zu bereiten.

Es ist von höchster Wichtigkeit, jedem heranwachsenden Mädchen klar zu machen, dass es sich bemühen müssen wird, im Leben einen Platz zu erringen und ihn zu behaupten; das Mädchen lerne auf eigenen Füßen zu stehen. Unerlässlich ist es auch, dem Mädchen das Gefühl der Gleichheit der Geschlechter einzufliessen und nicht den Glauben an die Ueberlegenheit des Mannes, entsprechend den überlieferten Vorurteilen. Man muss sie auch lehren, dass es nur eine und dieselbe Moral giebt — für beide Geschlechter. Gemeinschaftliche Erziehung und ein Unterricht, so vollständig und so anziehend als möglich!

EUGÉNIE POTONIÉ-PIERRE.

Secrétaire de »La Solidarité des Femmes«.